

Verleger: Arthur Casselmann in Berlin.

Montags-Ausgabe.

Druck und Verlag: Rudolf Hoffe in Berlin.

Berliner Tageblatt.

Nummer 553.

Berlin, Montag, den 31. Oktober 1892.

XXI. Jahrgang.

Politische Wochenschau.

Von Arthur Seyditz.

Ein eigenhümliches Schauspiel entrollt sich vor den Blicken der erlauchten Zeitgenossen in diesem Augenblick in Frankreich. Der Gewerkschaftsstand von Garmagnac hat die Republik in eine forderbare Lage gebracht. Die Bergarbeiter hatten einen Besessenen, Herrn Galtigne, zum Maire, das ist zum höchsten Bürgermeister, gewählt. Der also vom allgemeinen Stimmrecht zum Hüter seiner Gemeinde-Gesetze stellte die Forderung an die Verwaltung der Gemeinde, daß er, obwohl ihm seine Amtsgewalt fernhin nicht gestatten, seine Beamten abzulassen, demnach in seiner Stellung verbleiben und seine Bezüge auch ohne Arbeitsleistung weiter erhalten dürfe. Auf die Weigerung der Direction des Bergwerks, diesen Anspruch zu bewilligen, stellten die Bergleute die Arbeit ein, und die Gegenläufigen sich alsbald dazwischen, so daß nach schweren Ausschreitungen der Streikenden die Regierung Truppen nach Garmagnac entsenden mußte, um Leben und Eigentum der Arbeiter und Leiter der Gewerke zu schützen. Die radikalen Parteien der französischen Deputiertenkammer bemächtigen sich dieses Anlasses, um ihrerseits die Regierung zu beschuldigen, daß sie aus Vorliebe für das Kapital eine Verengung des allgemeinen Stimmrechts zulasse, und das Ministerium Roubet wurde durch das Aufgebot der demagogischen Kräfte, mit dem seine radikalen Widersacher die Aufregung betrieben, derart eingeschüchelt, daß es sich auf Unterhandlungen mit den Ausschüßigen einließ, um unter den Auspizien der Republik eine Einigung zwischen Arbeitern und Arbeitgebern herbeizuführen.

Nach längerem Hin und Her gelangte man zu dem Beschluß, daß ein Schiedsgericht des Ministerpräsidenten, den anzuernennen die Bergwerkskommission sich berechtigt findet, die Sache beilegen solle. Herr Roubet sollte dem auch sein salomonisches Urtheil in einer Weise ab, die den Streikenden in allen Hauptfragen Recht gab. Die Verwaltung sollte gehalten sein, seine Stelle wieder einzunehmen und ihn, auch ohne daß er in den Gewerke arbeite, den bisherigen Lohn weiterzuzahlen. Die aufständischen Arbeiter, welche die Stellen ohne Anstufung verlassen hatten, sollten zur Arbeit wieder aufgefordert werden, und nur ein Arbeiter, welche strafrechtlich als Störschlichter bei begangenen Unthaten — hinter Schloß und Riegel gelangt waren, blieben von der Wiederanzustellung ausgeschlossen; doch wurde auch ihnen die sofortige Beurlaubung in sichere Aussicht gestellt. Die Ausschüßigen aber, trotz ihres Entgegenkommens des Schiedsgerichts, weiteten sie, die Arbeit in den Gewerke wiederzunehmen, solange ihre verurteilten Genossen nicht ebenfalls von der Bergwerksverwaltung wieder eingestellt würden, und ihre radikalen parlamentarischen Wortführer, an ihrer Spitze die bekannten Abgeordneten Clemenceau, Millard und Pelléan, beharrten bei der Forderung, daß das republikanische Ministerium durch sein Verhalten das allgemeine Stimmrecht in seinen Ausschreitungen verengert hätte.

Hier wurde also versucht, einen ganz neuen Grundsatze in die praktische Politik einzuführen. Doch über dem Geseß, welches die Allgemeinheit bindet, hoch über dem Gesetz des Eigentums, hoch über der bürgerlichen Moral sollte das allgemeine Stimmrecht stehen, und seine Entscheidungen hätten fortan als ausschließend maßgebend nicht nur in allen politischen, sondern auch in allen betriebswirtschaftlichen Angelegenheiten zu gelten. Das Ministerium

Roubet, um seine Stellung befestigt, scheint sich mit aller Kraft an seine Ministerstelle anzuheften und deshalb nicht abgeneigt, auch dieses neue Prinzip, welches die bisher gültigen Begriffe einfach auf den Kopf stellt, anzuerkennen, selbst auf die Gefahr hin, durch dies Verhalten alle bestehenden Kreise sich und der Republik zu entfremden. In der That, wenn diese Theorie der Allmacht des allgemeinen Stimmrechts in Frankreich Geheiß erlangt, so hat das Streikbündeln der bürgerlichen Republik geschlagen und die Zeiten der vor einundzwanzig Jahren so blutig niedergeschlagenen Kommune stehen auch keine ferne vor der Thür. Die Feigheit der Minister des Herrn Carnot wird darum auch von der genannten bürgerlichen öffentlichen Meinung, der der Schwere des Eigentums kein leeres Wort ist, auf das Unabwägbarste geschandacht. Aber da bisher die radikal-sozialistischen Demagogen mit rücksichtslosem Eifer das große Wort in der Volksvertretung fast allein führen und sie das Ministerium unter das Joch ihrer Auffassungen zu bringen wissen, so steht zu erwarten, daß diese sozialistische Evolution eher kurz oder lang in der französischen Republik zur vollkommnen Thatfache geworden sein wird.

Die kurzfristigen Minister, welche sich durch solche Jugendschwübe an einer inneren Radikalisierung am Ruder zu erhalten meinen, scheinen keine Ahnung davon zu haben, daß sie durch ihr Verhalten den Akt abgeben helfen, auf dem sie bisher gefaßt; abgelehnt haben, daß, wenn sie momentan auch der Quelle dieser Garmagnac-Frage zu entziehen vermögen, sie doch demnach schon in die Charaktris des schwererfüllbar französischen Handelsvertrages gerathen müssen, die ihnen ungewichtig den Untergang bringen. Die Handelsvertrags-Verhandlungen mit der Eidgenossenschaft halten zwischen beiden Regierungen zu einem Ueberkommen geführt, fast besten durch gegenseitige Zugeständnisse der französischen Minimalsätze in gewissen Punkten zurückgesetzt worden war. Die Schweiz fast diesen Vertrags-Cultur als ein unentbehrbares Ganzes auf und will daran nicht rütteln lassen, während die möglichen Schmelzer der französischen Kammer sich noch die Konzeption der Schweiz für einzelne französische Produkte gefaßt halten, dagegen die französischen Zugeständnisse ohne Weiteres wieder rückgängig machen möchten. Nun aber hat sich das Cabinet in dieser Frage mit dem etwas freihändlerlich angelegenen Handelsminister Jules Wolfes solidarisch erklärt, und so stehen ernste Entscheidungen in der Deputiertenkammer bevor.

Wir können dem deutschen Standpunkte aus durch diese französisch-schweizerischen Schwierigkeiten nur peinlich berührt werden. Die Interessen unserer Industrie lassen das Zustandekommen eines französisch-schweizerischen Handelsvertrages uns als höchst wünschenswert erscheinen, da ja die deutschen Exportindustrien von allen Zugeständnissen, welche Frankreich der Schweiz und die Schweiz Frankreich machen würde, schließlich zu profitieren hätten. Eine Niederlage des Ministeriums Roubet und ein Rückgang der handelspolitischen Beziehungen zwischen der Eidgenossenschaft und der französischen Republik würde daher in gewissem Sinne auch unsere eigenen Interessen zu schädigen vermögen, so zwar, daß eine eventuelle Entfremdung der beiden verbandenen Staaten von uns beinahe so schwer empfinden werden würde, wie von den kontinentalen, oder dann richtiger, von den nicht mehr kontinentalen Theilen selbst. Angesichts des Niederganges unserer eigenen finanziellen Verhältnisse wäre uns natürlich auch die nur theilweise Abkehr Frankreichs von dem Protektionismus, in dem es sich zur Zeit gefaßt, ungemein will-

kommen. Wir verfolgen daher mit gespannter Aufmerksamkeit die Entwicklung dieser Dinge, deren Abmilderung auch auf gewisse politische Konstellationen für den Beobachter nicht zweifelhaft ist.

Zeigten doch auch die Vorgänge in Italien, wie eng verknüpft politische und wirtschaftliche Interessen in heutiger Zeit die Geschichte der Nationen zu beeinflussen vermögen. Die Theorie des Fürsten Bismarck, daß ein politisches Bündniß durch wirtschaftliche Gegenseitigkeit der Verbündeten nicht erschütterter zu werden braucht, wird durch das Verhalten, wie es sich zwischen Italien und Frankreich herausgebildet, seitdem die Republik den Italienern politisch den Krieg erklärt hat, thatsächlich ad absurdum geführt. Die Reden der hervorragenden Parteiführer Italiens in der begangenen Wahlkampagne lassen darüber einen Zweifel nicht zu. Alle Redner von Gewicht haben sich veranlaßt, die feste Zusammengehörigkeit Italiens mit den europäischen Centralmächten, die im Dreikönigreich künftlich, als die Krone der italienischen Politik zu bezeugen und zu verteidigen. Eine feine diplomatisch-politische Feindschaft über das Verhalten Frankreichs bei der Besetzung der Republik von Tunis im Jahre 1883 kommt, trotz ihrer retrospetiven Charaktere, den Anhängern des Dreikönigs vornehmlich zu Hatten, denn die Entel Macchiavello ergriffen durch Rede und Begehre, in welcher hinterlistiger Weise damals das Ministerium Cairoli durch das französische Cabinet Ferry-Buchsermann Sr. Dilettant erst eingelassen und dann rücksichtslos überdelt wurde. Derartige nachträgliche Auseinandersetzungen, wie sie jetzt zwischen der Pariser und der italienischen Presse stattfinden, haben mitunter ihr Ueberschießen. Jedenfalls wirken sie während auf die Gemüther und beizugehen groß die Verächtlichkeit oder Mißachtung nationaler Sympathien, welche den Gang der Politik zu beeinflussen vermögen.

Wir haben daher alle Ursache, den Einzelheiten des Wahlkampfes, in dem das Ministerium Giolitti eingetreten ist, mit Aufmerksamkeit zu folgen, ebenso wie man in Italien — dies bemerken die Reden der Minister Prin und Pelléan — mit höchster Spannung die Resultate beobachtet, welche bei und durch die neue Ministerialvorlage entsefelt Kampf der Parteien hervorbringt. Die vorzeitige Abschließung dieses Heeres-Reform-Entwurfes mag vielleicht vom Standpunkte der ausländischen Diplomaten zu befragen sein; der Politiker aber, der es liebt, mit benannten Zahlen zu operieren, darf sich dieser Indistinktion nur freuen, aus welchen inneren Beweggründen die Entschaltung auch veranlaßt worden sein mag. Die Festung des Entwurfes hat freilich nur dazu beigetragen, die Gegner einer Vorlage zu stärken, welche an die körperliche und geistliche Leistungsfähigkeit der Nation so übertriebene Anforderungen stellt. Ist doch selbst das Prinzip der zweijährigen Dienstzeit, für welches man gern bereit gewesen wäre, bedeutende Opfer zu bringen, nur in solcher Bewusstseinsform entstanden, daß man dieses „Radmittel“ nahezu als einen Hohn betrachtet muß.

Generallieutenant Cairoli sieht dem bereits, daß die Gegner des Entwurfes rings im Lande an Zahl nur anwachsen, wenn es ihm auch in letzter Stunde gelungen sein mag, durch eine persönliche Aussprache mit dem Freiherrn v. Hammerstein den Widerstand der extrem-Isolationisten Partei zu brechen und sich deren Zustimmung zu sichern, die im ersten Momente selbst von dieser Seite der fraglich erscheinen wollte. Ob die Rednung, welche das Centrum als Hauptstützpunkt der Regierung betrachtet, schließlich stimmen wird, stellt dahin. Vorläufig gefaßt sich die Presse dieser Partei noch in der Rolle des unbegleiteten Gato, der selbst durch die Würdevorte der Zeitungen nicht zu gewinnen wäre. Das wird man abwarten müssen.

Pariser Modebrief.

[Modestyl verlesen.] Paris, Ende Oktober.
Eigentlich sollte diese Modeparade von nichts Anderem, als von Calzonen und Regenschirmen handeln. Was? ein Wetter! Es ist wirklich für uns Frauen ein Kunststück, bei diesem Regen sich zu Fuß auf der Straße zu bewegen. In der einen Hand den Regenschirm, in der anderen das unersättliche Paket und — das Kleid. Dabei soll das leghere mit Grazie aufgenommen werden, nicht zu hoch und nicht zu tief. In der Hand muß man die richtige Fügung hierfür haben, während man mit den Augen sich die Gasse durch den wandelnden Regenschirmwälder suchen muß. Wie, wenn der Wind auch nur eine Sekunde lang auf die verdoende Brustgeißel mit dem noch so entzückenden Winterhüßchen ruht, sofort ist die Schirmunterseite mit den darauf folgenden wüthenden Winden oder gar unheilvollen Worten fertig. Aber nicht über eigene Wagen verfügt, der beide lieber zu Hause, denn auf Straßenplanen er nicht vernein, und von den Verheerungen und Omnipotenzianen farrt und das auf die blaus Gasse in weißen Buchstaben gedruckte „complet“ entgegen. Alles geschieht ganz in Eile. So schlagen wir dem erkrankenden Dersch ein Schnippen und jandern und in unserm Heim die Fortschritt des Sommers, wenigstens in unserer Toilette.
Für das Haus ist nicht zu hant, zu farbenreich. Jede Dame darf sich ganz ihren Sinnen hingeben und alles das tragen, was außerhalb des Hauses unzulässig ist. Außerordentlich beliebt werden sogenannte japanische Pulver und Stoffe für Hände und Worgentelien sein. Man fertigt dieselben hinten anhängend mit einem Schloß; diese Mittel der Stoffe und wird mit Spitzen und Bändern reich garnirt.
Die Kermel sind lang und vorne nach dem Handgelenk zu sehr weit geöffnet. Weniger elegant aber dafür „angenehmer“ ist für Handschuhe das russische Stoff mit seiner langen Wollhaare, und Handschuhe dieser Art Schloß haben, was bei der Erzeugung und Wollhaare für diesen Winter bewundernswürdig ganz ausgedacht ist. Wollartige Zeile bezaubert, wir hätten unsere Arbeit nur deshalb so lang gelassen, um gemugnen zu sein, sie auf der Straße anzuhängen und somit die in Stoff und Garnierung überaus weiden und eleganten Unterred zu Gese zu tragen.
Der moderne Kleiderrod ist nicht in Form etwa einem

Rampenfähig; er wird noch oben sehr eng, hingegen nach unten sehr weit geöffnet und abgerundet. Wollentelien mit weiten Kernen und darüber ein kurzes amelloles Spinnwebchen und den Stoff des Bodens geschmitten, werden mehr denn je getragen. Eine altmodische Mode, namentlich für jüngere Damen, ist, den hohen Gürtel durch eine Crepe de Chine Schärpe zu ersetzen, die in Farbe dem übrigen Stoffe völlig verschrieben ist. Man windet diese Schärpe zwei mal recht fest, aber breit um die Taille, fahrig die Enden auf der einen Seite einmal lose in einander und befestigt dieselben mit hübschen Bijouterieknöpfen.

Die neuen Petrezen werden in diesem Winter in den mannigfaltigsten Formen und Stoffen getragen. Sie werden aus Sammet, Tuch, schottischen Schwohstoffen oder Pelzarten, mit einem, zwei oder drei kleinen übereinander gestellten Kreisen gefestigt und eben mit Pelz oder Federgerinnert versehen. Man trägt sie eben so gern aus glänzendem Stoff wie das Kleid, als auch in Stoff und Farbe abwechselnd. Sehr elegant sind lange, sehr bis zu den Knien reichende Frauen aus bunten Stoffen oder schwarzen Sammet. Im unteren Rand legt man ein Gintrebung aus bieder Gintrebung ein, welches oben und unten von einem Bestreifen eingeraimt wird. Auf den Schuften bilden zwei große runde, flache, mit Pelz eingefasste Kreise die Ventur. Diese Kreise werden am Halse ganz glatt, ohne jede Falte gehalten und nach unten sehr weit geöffnet.

Man wird in der Winterferien auch lange, hübsch mit Watteausatte verfehene Mäntel tragen. Die Felle ist vom Halse bis unter dem Gürtel nicht mit dem Mantel, dessen Mitteltheil anhängend fest verbunden, und wird sehr weit breiter als bisher geschmitten. Die Kermel dieser Mäntel sind oben sehr hübsch gehalten. Die modernen Capote etc. sind im Allgemeinen etwas größer als bisher; für Hüften und Taille fertig man jedoch immer noch ganz winzige Hüften, die oft nicht mehr als einem Stüchden Spitze und einer Kigrette bestehen. Aus diesem „Mittel“ keine Kunstwerke zu 80 bis 120 Francen schaffen zu können, das ist und bleibt das Privilegium der Pariser Modistinnen. Ein feines Hüftchen bestand aus einem Stüchden feiner geschmittenen, hübsch fallenden Stoffe, welches um einen winzigen Fond aus Goldpfeilern wie das Kopftuch einer Negerin gebunden war, und welchem zwei Enden an den Seiten emporkam; vorne war eine breite „Waintenonschleife“ aus grauem, mit Stoff bedientem Fall angebracht.

Ein anderes viel bewundertes Hüftchen bestand aus dem Fond abwechselnd aufgesetzter dicker Goldbord und Pelz. Vorne bildeten zwei Stüchden Korset keine zurückgebogene Ziegenpferde, die mit Pelz ausgefüllt waren.

Sehr beliebt ist auch die Toque, die mit ganzen, großen oder kleinen Abgeln garnirt wird, deren Fügung wie um Flügel bereit, nach den Seiten hochsteht. Große Hüftchen werden mit Federn und Spitzen und mit großen schottischen Bandstücken garnirt. Man fertigt Capotes, Toques und auch große Hüle aus Felle in allen dunklen Farben und Facons und garnirt sie gern mit ganzen Herbstvögeln. Ein wackleres Thierchen wird um den Hals geschlungen. Man hat es jetzt so weit gebracht, diese Hüftchen mit ihrem Abgeln, den vier Werten und dem Schweißgülden zu imitieren, daß dieser beliebte Schmuck dadurch auch Monomittigen Damen zugänglich gemacht worden ist.

Wenn Fremden, der jetzt nach Paris kommt, fällt es sofort auf, daß von zehn Damen sieben verschiedene Schletter tragen, und zwar das Man unterst gewöhnlicher Reithaus. Diese Zeit werden mit rüchlicher Wolle sowohl, als auch mit gleichfarbigen Sammetstulpen zu jedem anderen Stoffe oder Hut, selbst zu Stoff getragen. Noch nie habe ich mit solcher Schmeligkeit eine derartige Modedame aus gesehen sehen. Es ist allerdings nicht zu leugnen, daß diese Schletter hübsch sind.

Die Schuhe behalten immer noch dieselbe etwas eingepulste Form mit englischen Absätzen. Auch nach der schwarze Strampf ist nicht verdrängt worden. Die moderne Haarfriese ist noch immer die gezeichnete, mit recht abhebendem Ansatz, auf der Seite hochgeschmittenen Haar, und nur einigen Locken an der Schläge und im Nacken.
Es muß zu tragen ist im Allgemeinen unmodern; Öhringe und Armbrüder sieht man wenig. Broden werden abgeln, nur nicht am Hals, am Strogenverhöft angebracht. Auch die kleinen Hüftchen sind nicht mehr da. Das Reulle ist die Uhr auf der linken Seite der Brust, einem Orden gleich, an einer Emaille-Schleife, mit dem Zifferblatt nach unten, zu befestigen. Die Uhr darf nicht zu groß, braucht aber nicht übermäßig klein zu sein. Große goldene Schmucke oder solche mit eingravirtem Monogramm sehen namentlich auf bunten Stoffen sehr fein aus.
Mary.

Am 28. d. Mts. verhandelt nach ihrem Zehen ein Beschluß nach beiderseitiger Abrede... Hugo Sieghelm, im hoch verehrten 47. Lebensjahre... American-Theater, Der größte Erfolg der Saison... Feen-Palast, Spezialitäten - Vorstell...

American-Theater, Der größte Erfolg der Saison... Feen-Palast, Spezialitäten - Vorstell...

Gr. Teppich-Auction, Heute, Montag, 10-4 Uhr... Große Kunstauction in München...

Leipzig, „Kraft's Hotel de Prusse.“, Diese vorzügliche Qualitäts-Cigarre...

Casino N°3 Original-Facon, 30 Stück per 1000 9 M. 60 = 22 M. 100 St. 45 M.

Theater + Concerte, Königl. Schauspiele, Apollo-Theater, Victoria-Brauerei, Steffinet Sängler...

Theater + Concerte, Königl. Schauspiele, Apollo-Theater, Victoria-Brauerei, Steffinet Sängler...

Theater + Concerte, Königl. Schauspiele, Apollo-Theater, Victoria-Brauerei, Steffinet Sängler...

Dessau, Hotel Royal - Berlin, Unter den Linden 3, Ecke Wilhelmstrasse...

Dessau, Hotel Royal - Berlin, Unter den Linden 3, Ecke Wilhelmstrasse...

Deutsches Theater, Berliner Theater, Residenten-Theater, Kroll's Theater...

Deutsches Theater, Berliner Theater, Residenten-Theater, Kroll's Theater...

Deutsches Theater, Berliner Theater, Residenten-Theater, Kroll's Theater...

Deutsches Theater, Berliner Theater, Residenten-Theater, Kroll's Theater...

Deutsches Theater, Berliner Theater, Residenten-Theater, Kroll's Theater...

Adolph Ernst-Theater, Die wilde Madonna, Scala-Theater...

Adolph Ernst-Theater, Die wilde Madonna, Scala-Theater...

Adolph Ernst-Theater, Die wilde Madonna, Scala-Theater...

Adolph Ernst-Theater, Die wilde Madonna, Scala-Theater...

Adolph Ernst-Theater, Die wilde Madonna, Scala-Theater...

Unter den Linden, Die Welt in Bild und Tanz, Carl Karkunkelstein...

Unter den Linden, Die Welt in Bild und Tanz, Carl Karkunkelstein...

Unter den Linden, Die Welt in Bild und Tanz, Carl Karkunkelstein...

Unter den Linden, Die Welt in Bild und Tanz, Carl Karkunkelstein...

Unter den Linden, Die Welt in Bild und Tanz, Carl Karkunkelstein...

Wintergarten, Verein Berliner Künstler, Sonntag von 11-2 Uhr...

Wintergarten, Verein Berliner Künstler, Sonntag von 11-2 Uhr...

Wintergarten, Verein Berliner Künstler, Sonntag von 11-2 Uhr...

Wintergarten, Verein Berliner Künstler, Sonntag von 11-2 Uhr...

Wintergarten, Verein Berliner Künstler, Sonntag von 11-2 Uhr...

Wintergarten, Verein Berliner Künstler, Sonntag von 11-2 Uhr...

Wintergarten, Verein Berliner Künstler, Sonntag von 11-2 Uhr...

Wintergarten, Verein Berliner Künstler, Sonntag von 11-2 Uhr...

Wintergarten, Verein Berliner Künstler, Sonntag von 11-2 Uhr...

Wintergarten, Verein Berliner Künstler, Sonntag von 11-2 Uhr...

Wintergarten, Verein Berliner Künstler, Sonntag von 11-2 Uhr...

Wintergarten, Verein Berliner Künstler, Sonntag von 11-2 Uhr...

Wintergarten, Verein Berliner Künstler, Sonntag von 11-2 Uhr...

Wintergarten, Verein Berliner Künstler, Sonntag von 11-2 Uhr...

Wintergarten, Verein Berliner Künstler, Sonntag von 11-2 Uhr...



Aus Preussens Prüfungszeit.

von **Johannes Kärtén.**

(Nachdruck verboten.)

Unsere Literatur ist nicht eben allzu reich an Memoiren. Haben unsere hervorragenden Männer und Frauen keine Zeit oder keine Lust, die Erinnerungen und Erfahrungen ihres Lebens niederschreiben, so ist das Nachruhm der späteren Geschlechter, wollen sie ihr inneres Empfinden nicht preisgeben? Wer will das entscheiden? Aber die Thatsache ist leider nur zu wahr, daß wir mit Memoirenwerken nur sehr spärlich bedacht sind. Im Vergleich mit den Schriftstimmern unserer westlichen Nachbarn sind wir zum Mindesten noch dieser Richtung hin recht kärglich ausgestattet, obwohl es doch wirklich nicht an Männern und an Frauen gefehlt hat, die Gelegenheit und Fähigkeit genug besaßen, um ihre Geschichte aufzuschreiben. Man soll deshalb für jede derartige Gabe um so dankbarer sein, denn jede derselben trägt zur Aufhellung des dunkeln Bildes mit den scheinbar verlorenen Jahren bei.

Wenn wir diese kurzen Bemerkungen der Anzeige der beiden (im Verlage von Julius Springer, Berlin) erschienenen „Denkwürdigkeiten von Heinrich und Amalie v. Bugelein“ voranzustellen, so soll darin nicht etwa eine Geschäftsbildung liegen, als ob der Inhalt dieser Denkwürdigkeiten an und für sich kein allgemeines Interesse beanspruchen könnte. Unter allen Umständen und selbst inmitten einer reichen Memoirenliteratur verdienen die Aufzeichnungen einer Frau über die Erfahrungen ihrer Zeit, über die entscheidenden Persönlichkeiten hoher Bedeutung, von der ein Mann wie Gneisenau auslöst, daß sie eine Waise aus Montargis, Cardinal Richelieu's Tochter und Robertine sei, daß sie, jeden Augenblick von geistreichen Bemerkungen überflutet.

Alein diese lebendigen Eigenschaften des Geistes wären kaum vermög gewesen, die großen Männer jener großen preussischen Wiedererlebung mit dem Jüngling zusammenzubringen an das Haus und an den vertrauten Herd mit dieser Frau Amalie von Bugelein zu stellen. Bugelein hatte sich in zweiter Ehe mit Amalie, der Tochter des Sophistes Gramer in Orléans, verheiratet. Der große Reichthum seiner Frau setzte Bugelein in den Stand, ein solches Haus in Berlin anzunehmen. Er war ein Freund oder, anzuwenden, Gesellschafter und verarmte ein Kreis hervorragender Männer um sich, an deren Gesprächen die junge, lebhafteste Frau erfrischen konnte. Sie konnte schon damals die Aufmerksamkeit von Männern wie Stein und Hardenberg auf sich und andererseits hat sie gesucht wie ihr Gatte freigelegter als irgendwer auf die ungewöhnliche geistige und moralische Bedeutung des noch wenig bekannten Hauptmanns v. Gneisenau hingewiesen. Diese Bekanntschaft zwischen dem Bugeleinschen Ehepaar und dem späteren Feldmarschall ist für die Entwicklung der politischen Verhältnisse in Preußen nach dem Untergang von 1806 und nach dem Tode Friedens ungemein bedeutungsvoll geworden. Amalie v. Bugelein und ihr Gemahl haben nicht wenig dazu beigetragen, den damaligen, bis dahin unbekannt gebliebenen Hauptmann v. Gneisenau in eine

hohere Beziehung zum Kaiserlichen Hofe zu bringen und diesen auf die geistige Reife des Jünglings aufmerksam zu machen. Auf diese Weise griff die Frau des Herrn von Bugelein mittelbar sehr entscheidend in die Entwicklung der Geschichte Preussens ein.

Der Einfluß, den diese merkwürdige Frau auf den unerbittlichen Feind der kaiserlichen Hauptarmee und Wälders Selbstbehauptung ausübte, war geradezu ein beispiellos. Sie war bei all ihrer glänzenden Veranlagung für den großen Geist und für die in flammender patriotischer Empfindung lebende Seele Gneisenaus durchaus nicht blind für dessen menschliche und zuweilen ungerichte Auffassung über Menschen und Dinge, und sie ließ ihrem Innem mehr als einmal die härtesten Worte. Welch eine ungewöhnlich bewanderte Frau muß diese Amalie v. Bugelein gewesen sein, wenn Männer von der geistigen und moralischen Bedeutung wie Gneisenau und Stein ihre Urtheile über Personen und über Verhältnisse in solchen Umlagen gelten ließen, daß sie den härtesten Tadel aus ihrem Munde entgegennahmen. In ihrer Gegenwart werden die allerwichtigsten Staatsangelegenheiten erörtert, gleichwohl ob sich dieselben auf die Umwandlung des preussischen inneren Staatswesens oder auf Fragen der auswärtigen Politik beziehen. Sie hat nicht bloß diesen Verhandlungen mit gehobener Aufmerksamkeit zugehört, sie hat vielmehr mit ihren Ansichten nicht zurück. Wenn die großen Männer, welche damals an dem Wiederaufbau des preussischen Staates arbeiteten, in ihrer Lebenshoffnung fest auf einander gestanden, so war es diese Frau, welche die erregten Gemüther wieder besänftigte und auf diese Weise mittelbar das Staatswohl fördern half. Gneisenau und Schwarzhoff sind einmal nahe daran gewesen, die Wichtigkeit ihrer Meinungen sich mit Vorklatschungen zu beweisen. Frau v. Bugelein hatte den sich von Minute zu Minute verschärfenden Streit der Weiben — es handelte sich um Gneisenaus bekannten Konventionen von Anfang an beobachtet und kann, als jeder Verhandlungsbeteiligter an dem Gneisenau Gneisenau's höchster, ganz unfehlbar im Auge. Ich finde es ganz natürlich, daß sie sich mit Schwarzhoff liebte, aber jedenfalls werden sie doch wahr, bis der Krieg beendet ist. Jetzt sind Sie dem Vaterland Ihre Dienste und Ihr Leben schuldig, und pflichtwidrig wäre es, sich dem als Privatinteressen zu entziehen.“ Gneisenau gab sich verzweifelte Mühe, seine innere Bewegung zu verbergen; allein Frau von Bugelein gab sich den Anblick, als werte sie das gar nicht, sondern habe in ihren Entgegnungen fort und sagte hinzu, sie glaube nicht, ob Heinrich IV. oder irgend ein anderer Held in solchen Fälle die Hand zur Vernehmung ausgehoben haben würde. Die Sache verlief schließlich im Sande. Von einem Duell war weiter nicht die Rede. Aber Gneisenau hat diesen Vorfall nie vergessen. Wiederholt kehrt er in seinen Briefen an die von ihm hochverehrte Frau hin und niemals unterläßt er zu bemerken, daß sie ihn nicht gerade mit Gemüthsstößen angegriffen habe.

Die großen Männer des damaligen Preussens hätten diese Frau in ihrer Umgebung und gestalten ihre thätige Theilnahme an allen Staatsverhandlungen, weil sie den weishesten männlichen Geist,

die edelste männliche Gesinnung derselben kannte, weil sie es nur zu genau wußten, wie sehr sich diese ihre seltenen Eigenschaften zum Gute des Staates während seiner kaiserlichen Heimfindungen erprobt hatten. Sie hat durch ihre „Denkwürdigkeiten“, wie Droschen in seinem „Leben Forts“ von ihr auslöst, durch ihren „Leben Forts“ vielleicht mehr als irgend ein Mensch in der Umgebung des Staatskanzlers Hardenberg dazu beigetragen, ihn aus seiner schwankenden Haltung förmlich gegen seinen Willen hinauszuweisen und ihn zum Aufschluß an die von den großen Patrioten verfochtene Kriegsidee zu bestimmen. Gneisenaus Briefe an diese merkwürdige Frau vertragen zuweilen eine Empfindungswärme, die man sonst bei diesem seltensten Mannesherzen nicht voraussetzen würde. Entzückt er sich auf einem Unrecht, dann bittet er brieflich „süßlich um Verzeihung“. Er dankt darauf, daß sie die gute Sache niemals verlassen werde. „Ein Gemüth wie das Ihre kann auch nicht anders, als an den Weiben eines kaiserlichen Hofes teilnehmen und nach dessen Befreiung sich sehnen.“ Quoad ma chere amie vous verrai-je? schreibt Gneisenau aus England an sie. Wenn keine anderen Zeugnisse für die ungewöhnliche Bedeutung dieser Frau vorlägen, als sie die Gneisenaus Briefe enthalten, sie genügen vollkommen, um ihr einen dauernden Platz in der Befreiungsgeschichte unferes preussischen und deutschen Vaterlandes zu sichern, um ihr Angehörigen für alle Zeiten in Ehren zu halten.

Alein es liegen noch andere Beweise aus der Zeit ihres Aufenthalts in Paris vor, wozu sie sich mit ihrem Gatten begeben hatte, um die Verhandlungen über jene vielversene Konvention mit Napoleon aus unmittelbarer Nähe zu beobachten, welche für die Befreiung Amalians von Bugelein entscheidend sind. Man muß in den diplomatischen Kreisen des damaligen Paris sehr genaue Kunde von dem Wesen dieser Frau gehabt haben, denn es ist in höchstem Maße erstaunlich, zu beobachten, mit welchen Aufmerksamkeit man sie überhört. Die lebhafteste, sehr ansehnliche plaudernde Frau des unglücklichen Unterhändlers eines so gedemüthigten Staates, wie Preußen damals war, ist kaum in die große Pariser Gesellschaft eingetreten, als sie auch schon die Aufmerksamkeit der maßgebenden Persönlichkeiten auf sich lenkt. Man findet ihre natürliche Lebhaftigkeit, ihre unbesorgene Munterkeit bezaubernd, man wundert sich, wie man vertheilungsgelassen die Augen auf die raffinierten Gesichter an, um sich ihre Einflüsse zu verschaffen. Unbedingte Anhänger des Kaiserreichs, hochgeachtete Staatsbeamte, große Legationsofficianten drängen sich förmlich an sie heran, um sie Jeder für seine eigenen Pläne, zu gewinnen. Ihr Hof gegen den französischen Ministerpräsidenten, den Baron von Talon sein Geheimniß, allein gerade aus dem kaiserlichen Lager gehen ihr unausgesetzte Warnungen an, damit sie sich zu keinem gefährlichen Unvorsichtigkeiten verhalten lassen möge. Kein Geringerer als der Herzog von Bassano selbst läßt ihr einen nicht misszuverehenden Wink zukommen, dem Briefwechseln selbst unter dem Schutze preussischer Aemter doch nicht unbedingt zu vertrauen. Als aber dennoch die Briefe Gneisenaus an sie abgegangen werden, läßt

Aus der Autographen-Mappe

Carl Helmerdings.

(Nachdruck verboten.)

von **Dr. Adolph Kohnt.**

Carl Helmerding! Welche Erinnerungen werden in uns noch bei der Nennung dieses Namens! Wir denken an die Glanzzeit der Berliner Hofe, als die Städte von Kalisch, Dohm und Salingre die Bühne beherrschten, als geniale Komiker und Soubretten, wie Reusche, Reumann, die Schramm und die Wagner, das Publikum erglänzten und das Wallner-Theater in seiner höchsten Blüthe stand!... Von all den Bekanntheiten und Verbindungen der damaligen Theaterwelt lebt nur noch Einer, welcher sich nach schon seit einem Jahrzehnt ins Privatleben zurückgezogen, der aber noch zahllose Freunde und Verehrer besitzt, ein Künstler ersten Ranges, ein Komiker von Gottes Gnade, der hervorragende Vertreter der Berliner Hofe und des Vollblüdes: Carl Helmerding!

Am 29. Oktober dieses Jahres wird er siebenzig Jahre alt und erreicht das biblische Alter. Stünde das nicht in jedem Lexikon und Encyclopädie, so müßte man sich wundern, wie er so lange leben kann, denn ungeachtet an Geist und Körper, frisch, tätig und thätig ist der Siebzighährige.

Obwohl der berühmte Schauspieler in seinem an Erfolgen so reichen Leben mit den namhaftesten Vertretern der Gesellschaft in Verbindung gekommen und mit denselben in regem Verkehr geblieben, obwohl er, ein Berliner Hofmann, viele Städte und Länder gesehen und selbst ein Kollege ist, welcher die Feder mit großem Geschick zu handhaben weiß, hat er sich bisher nicht entschließen können, seine Lebensgeschichte zu schreiben. Um jedoch Einiges für Mit- und Nachwelt zu retten, wolle die Autographenmappe Helmerdings an Bedeutendem, Wertvollem bringt, will ich daraus dies und das mittheilen, da es mir verdammt war, einen Blick in diesen reichen Schatz zu werfen.

Beginnen wir zunächst mit den Vertretern, welche die Welt kennen: den Kollegen, Kollegen des Künstlers, den Theater-

direktoren und Vossensichtern, kurz, mit all den Herrschaften, welche zum „Pan“ gehören!

Den Damen schickt natürlich der Vorritt. Pauline Lucca, der vor Jahrzehnten verheiratete und verwidmete Liebende des Berliner Publikums, an welche sich Carl Helmerding einst gewandt hatte, damit sie in einer Weihnachtsvorstellung, die er arrangieren wollte, mitwirke, befragt sich darüber, daß nicht sie, die unumstößliche Witwib, sondern der Generalintendant Herr v. Hülsen der Herr sei, daß sie nicht zu sagen habe. Man höre:

Ein großer Haß hat mich mit seinen Vorbereitungen und hinterden Folgen nach der Luft des Langes bis heute an der Verantwortung Ihres Briefes, wozu ich zu entschuldigen bitte. Sehr gern bin ich bereit, bei Ihrem Wohlwollen vorzugehen, bezüglich auf sein; doch muß ich Sie schon bitten, sich selbst von Herrn Generalintendanten v. von Hülsen die Erlaubnis dazu zu holen, indem ich in dieser Beziehung, was man auch immer glauben und sagen mag, nicht die geringste Freiheit noch Macht besitze. Wann sehen wir Sie in den bei Herrn Wallner erbetenen Vorstellungen?

Die besten Empfehlungen sendet Ihnen
Berlin, 10. Dezember 1898.
Als Helmerding der unermesslichen Minona Fried-
Winnauer 1878, antwortlich eines Jubiläums, gratulirte, schrieb sie ihm die folgenden Zeilen:

„Mein lieber, werter Kollege!
Mit warmer Freude haben mich Ihre herzlichsten Zeilen erfüllt! Haben Sie Dank für die lieben Worte! Danken Sie ausweisen an die einmale, alle Kollegen, welche Sie hochachtet und würdigt. Gott möge Sie und Ihre Familie gesund erhalten! Das höchste Glück des Lebens! Mit Ihnen!
Mit aufrichtiger Freundschaft
Berlin, 16. April 1898.
Fried-Winnauer.“

Anlässlich des Geburtstages Helmerdings pflegten Kollegen und Kolleginnen ihm — den Meister des Humors — durch humoristische Gedichte zu ehren. Anlässlich seines 67. Geburtstages sandten ihm z. B. der königliche Kapellmeister Josef Sander, der Sänger Rudolf Oberhauser und der jugendliche Held und Liebhaber Eugen Müller ein gemeinsames festliches Poem, also lautet:

„Ja, Alter, wir sind alt genug
Und lassen bald in die Zeiten
In den Jahren nicht als Gedächtnis,
Schwindel und andre Trübsal!
Hier munt ein lustiger Räuber,
— O Weib, wo bleibst du die Säule! —
Dann wird ein Kind, es ist noch häßlich,
Im Säuglingsalter auf seiner Bahn.
Und so geht fort die Schicksale
Von Krankheit, Leid, Schmerz und
Der Jähren, Hauptmanns und so weiter,
Und das ist Wahrheit und Natur!
Uns müßte's an wie eine Wadwidde
Im frühen Gern, wo man die Vogel sinnen.
Wenn wir uns Deiner Kräfte stellen,
Nurwag' die Kunst in Erinnerung bringen.
Denn wollen wir Dir unter Noth reichen,
Vor Deiner Kunst nicht Immatur entwickeln.
Die gute frohe Jugend will uns grüßen,
Denn legen wir den Vorhänger Sie an Hüften.“

Mit Theodor Dring, dem berühmten Charakterdarsteller des königlichen Schauspielhauses, den seit 1878 in ihrer Ehe verheiratet, war Helmerding sehr befreundet. Wir stellen nur einen Brief desselben mit, weil er beweist, wie die beiden begnadeten Künstler allezeit befreundet waren, das Gend zu lindern. Er lautet:

Berlin, den 29. Mai 1875.
„Lieber Freund!
Heberbringer dieser Zeilen, ein ehemaliger Student und jetzt beim Nationaltheater angeheftet, bittet mich, ein gutes Wort für ihn einzulegen; er war bei den Studentenvorstellungen der talentvollste und spielte den „Jago“ im „Othello“ sehr gut. Er läßt sich keine Schmeichelei, die ein kugelnlassen hat, operieren; Sie können sich das Hebrige denken — Nummer, Mangel und Trübsal — Inde; was in Ihren künstlerischen Kreisen steht, werden Sie gewiß thun, daß bin ich überzeugt; Sie ist ja für Weibchen immer noch wohlthätig gewesen.
Die Studenten nehmen sich seiner sehr an, und die Vorstellung, die man ihm in der „Aranis“ zugehört hat, wird sehr auf beachtet werden, wenn er Gatte von Bedienung vorzuführen Gelegenheit

die Phantasie aus den gewonnenen Bildern und Anschauungen ihrer Phantasie nach neuem Plan ordnet und gestaltet, daß ferner diese durch Gedank und Kritik geführte Arbeit eine wissenschaftliche und bedeutende ist und nach dem Genie beizurechnen ist. Ich erinnere hier an die berühmte Stelle im letzten Stück von Lessings dramaturgischer Dramaturgie, wo er in wahrhaft klassischer Weisheit über sein eigenes bildnerisches Werk zu Worte tritt. Er sagt dort: Die ältesten von jeuen (dichtenden) Völkern sind in den Jahren hingefahren, in welchen man Lust und Neugierde zu dem Krit zu genießt. Was in den neueren erträglich ist, davon bin ich sehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu danken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich emporenbelet, durch eigene Kraft in so reichem, so freien, so reinen Strömen aufsteigt; ich muß Alles durch Druck und Reiben aus dem Innern herauspressen. Ich muß zu am, so kalt, so furchtig sein, wenn ich nicht eingetragenen gelernt hätte, fremde Schätze beizubringen, an fremden Feuer mich zu wärmen und durch die Gläser der Kritik mein Auge zu fassen. Ich bin daher immer bewußt und vertrieben, daß ich etwas zum Nachtheil der Kritik las oder hörte. Sie soll das Genie erfinden; und ich schmiele mich, etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie sehr nahe kommt. Und weiter sagt er: Wenn ich mit Hilfe der Kritik etwas zu Stande bringe, welches besser ist, als es einer von meinen Talenten ohne Kritik machen würde, so folte es mich nicht Zeit, ich muß von andern Geschäften los sein, von unwillkürlichen Bestrebungen so ununterbrochen sein, ich muß meine ganze Aufmerksamkeit so gegenwärtig haben, ich muß bei jedem Schritte alle Bemerkungen, die ich jemals über Sitten und Lebensart in dem Werke zu thun durchzuführen können, das zu einem Arbeiter, der ein Theater mit Menschenkenntnis unterhalten soll, Niemand in der Welt unwillig sein kann als ich.

Wie jedoch etwas Anderes läßt Befähigung hier außer Acht, das ihm wie jedem Dichter bei seiner Arbeit beifällig gewesen ist und ohne das ein schönes Gelingen eines dichterischen Kunstwerkes nicht möglich werden kann. Wie weit diese Hilfe reicht und in welcher Weise sie sich beim Entwurf und Ausgehen befehlen geltend macht, das ist Sache der Dichter, denn bei der richtigen Unternehmung gelangen wir stets an einen Punkt, wo sich das Wesen und geistige Wesen der Götterkraft unmerklich verschmelzen. Aber diese Hilfsmittel, die uns das erleichternde Leben in ungeliebter Fülle bietet, und ohne die kein erfolgreiches dichterisches Schaffen möglich ist, sind nicht in der Hand der Dichter, sondern in der Hand der Götter, die sie unmerklich lassen dürfen. (Ein zweiter Artikel folgt.)

Der Verbrauch wichtiger Bedarfsgegenstände im Deutschen Reich.

von Rudolf Zimmermann.
I.
Das statistische Statistische Amt stellt schon seit längerer Zeit, soweit ihm dazu das erforderliche Material zur Verfügung ist, alljährlich Berechnungen über den Verbrauch einzelner wichtiger Bedarfsgegenstände des menschlichen Bedarfs an und veröffentlicht die Resultate derselben in einzelnen Zusammenstellungen und Tabellen in dem von ihm herausgegebenen statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich. Wie wir glauben, wird es auch für weitere Kreise

von Interesse sein, über diesen Verbrauch der bedürftigsten Artikel im Deutschen Reich einige Zahlen zu lernen, und so wollen wir, wo das Statistische Jahrbuch immerhin nur eine geringe Verbreitung nach in sachmännigen Kreisen hat und auch das in Tabellenform gegebene umfangreiche Material für die in dem Gebrauch bezüglicher tabellarischer Zusammenstellungen nicht geeignet, also wenigstens die größeren Bedarfsgegenstände, nur mit Schwerkraft zu bewältigen ist, im Nachhinein unsere Leser das Hauptfachliche von den berechneten Resultaten vor Augen führen und aus der Tabellenform in eine übersichtliche Darstellung bringen. Bezüglich der einzelnen bedürftigsten Gegenstände ist natürlich das statistische Statistische Amt an feste Grenzen gebunden, die Verbrauchserechnungen können nur für solche Gegenstände gemacht werden, die eine gewisse jährliche Produktion und die Ein- und Ausfuhr zahlenmäßig feststellbar ist; es war also eine Auswahl je nach der Wichtigkeit und Bedeutung der Gegenstände nicht möglich, die einzelnen Gegenstände waren vielmehr von selbst gegeben, es kam daher auch die Zusammenstellung auf einen einseitigen Charakter keinen Anspruch machen. Es ist dann, wie in einer Vorbemerkung zu den Tabellen angegeben, nach Maßgabe der inländischen Produktion (für Salz nach Maßgabe des Abzuges der inländischen Salzwerke) und der Differenz zwischen Ein- und Ausfuhr; bei Artikeln, welche im Inlande nicht erzeugt werden, lediglich nach Maßgabe dieser Differenz, berechnet, welche Mengen von den betreffenden Gegenständen dem inländischen Verbrauch zugeführt worden sind. Ganz genau werden sich allerdings die auf diese Weise ermittelten Zahlen mit dem wirklich in einem Jahre festgestellten Verbrauch nicht, wenn zu diesem Zwecke hätten außer den Zu- und Abgängen der Verbrauchsmengen auch die Bestände zu Anfang und Ende eines Jahres in Rechnung gezogen werden müssen, bezüglich welcher jedoch die statistische Statistik mangelt. Der durch Mängel der Statistik bedingte Fehler wird sich aber naturgemäß immer mehr verringern, je längere Perioden den Verbrauchsrechnungen zu Grunde gelegt werden, auch kann er überhaupt nur bei sehr lagerfähigen Waaren eine größere Bedeutung erlangen; wir werden daher die berechneten Zahlen auch im Folgenden und öfters als der Wirklichkeit entsprechend oder für hoch hinlänglich noch kommend ansehen können.

Zunächst wollen wir uns den Bier zuzuwenden, dessen große Bedeutung für den Deutschen wohl nicht in Worte zu stellen ist. Der Bierverbrauch hat für das deutsche Reich (einschließlich Luxemburg) in den letzten Jahren 1889 und 1890 eine Höhe von 105,8 Liter auf den Kopf der Bevölkerung erreicht; 1872 fand er nur auf 81,7 Liter, er ist aber seitdem, obwohl die der frühigen Jahre wiederum ein Rückgang bis auf 82,8 Liter im Jahre 1879 stattgefunden, fortgesetzt im Steigen begriffen. Für das Reichsbrauereigebiet, welches demselben Bayern, Württemberg, Baden und Elsaß-Lothringen nicht mit ungenügend, was die Höhe dieses Gebrauchs anlangt, den Verbrauch ist aber auch mit dem geistlichen Rückgang ganz die gleiche; im Anfangsjahr ist der Verbrauch 66,2 Liter auf den Kopf, im Endjahre 87,8 Liter. Ebenso verhalten sich auch Baden und Elsaß-Lothringen, nur erstens mit höheren (70,3 beziehungsweise 63,7 Liter). Im Baden und Württemberg dagegen ist der Bierverbrauch ein erheblich größerer, er übersteigt für Baden durchweg das Doppelte des Bundesdurchschnitts im deutschen Reich und liegt auch für Württemberg meist nicht viel hinter dieser Höhe zurück; für beide ist aber seit 1872 unter mannigfachen Schwankungen im Allgemeinen eine Abnahme des Bierverbrauchs zu verzeichnen, was jedoch in Baden (von 24,0 auf 22,2 Liter) weniger bedeutend ist als in Württemberg (von 22,1 auf 17,0 Liter).

Hieran wollen wir den Branntweinverbrauch anschließen, für welchen allerdings nur die Daten für das Reichsbrauereigebiet und auch diese nicht für eine ununterbrochen fortwährende Zahl von Jahren zur Verfügung stehen. In dem ersten Jahre von 1870 bis 1879 sind im Reichsbrauereigebiet durchschnittlich 4,5 Liter (zu 100 Prozent Alkohol) jährlich verbraucht worden, darin ist aber der Gesamtverbrauch auch der zu gewerblichen z. Zwecken enthalten; für die einzelnen Jahre schwankt die Verbrauchsmenge zwischen 3,8 und 5,4 Liter, doch zeigt sich im Allgemeinen wieder eine Abnahme, wie der Verbrauch für die Jahre 1885 bis 1890 gegeben und zwar hier nach Maßgabe der neu getragenen Steuererhebung auch abgesehen für den Gebrauch zu gewerblichen z. Zwecken; das Jahr 1887 wollen wir hier aber außer Betracht lassen, da für dasselbe normale Verhältnisse noch nicht angenommen werden können. Die drei übrigen Jahre stimmen ziemlich überein; der Gesamtverbrauch ist also gegen den erst betrachteten Zeitraum gesunken; zu gewerblichen z. Zwecken werden von dieser Gesamtmenge 0,9 bis 1,1 Liter, zu anderen Zwecken 4,5 bis 4,7 Liter gebraucht.

Für den Tabakverbrauch können wir auf einen dreißigjährigen Zeitraum zurückblicken. Danach hat in der Zeit von 1861

bis 1890 in dem gesammten Zollgebiet des deutschen Reichs durchschnittlich jährlich ein Verbrauch von 1,5 Kilogramm netto von fabriktionsreinem Rohtabak stattgefunden. Fast man fünfjährige Perioden zusammen, so sind 1861-1865 und 1890-1894 je 1,3 Kilogramm, 1871-1875 je 1,8 Kilogramm, 1876-1880 je 1,7 Kilogramm, 1881-1885 je 1,4 Kilogramm und 1886-1890 je 1,5 Kilogramm zu berechnen; für die einzelnen Jahre wird ein Maximum von 2,7 Kilogramm und ein Minimum von 0,7 Kilogramm bei zwei unmittelbar neben einander liegenden Jahren (1878 und 1879) nachgewiesen.

Berücksichtigt man hierbei das oben allgemein bezüglich der Ungenauigkeit des Resultats für die einzelnen Jahre Angeführte, so wird man zu der Annahme kommen, daß der obige Gesamtverbrauch nicht dem wirklichen Verbrauch am meisten entsprechen muß, und daß der Tabakverbrauch im Allgemeinen wohl eine Veränderung in dem behandelten Zeitraum nicht erlitten haben wird, jedenfalls keine nennenswerthe Veränderung.

Bei den Salzverbräuchen ist wiederum ein Doppeltes zu beachten; der Gesamtverbrauch und daraus bezogen auf die Bevölkerung der Salzverbrauch lediglich zu Salzverbräuchen. Nach einundzwanzigjährigen Durchschnitt (1870-1890) stellt sich der letztere auf 7,7 Kilogramm auf den Kopf der Bevölkerung; in den fünfjährigen Perioden beträgt der Speisesalzverbrauch 1871/75 7,8 Kilogramm, 1876/80 und 1881/85 je 7,7 Kilogramm, 1886/90 7,6 Kilogramm. Danach werden wir annehmen müssen, daß der Salzverbrauch zu Speisesalzen innerhalb der letzten zwanzig Jahre um ein Geringes nachgelassen hat; diese Annahme wird auch durch die Verbrauchszahlen der einzelnen Jahre noch unterstützt, welche nicht wie bei den Tabakverbräuchen von dem Gesamtverbrauch nach beiden Seiten hin stark abweichen, sondern eher durchweg niedriger werden, als sie zumeist waren. Der Gesamtverbrauch dagegen hat in dem gleichen Zeitraum von Jahre zu Jahre nur mit ganz wenigen Ausnahmen zugenommen, 1870 fand er noch auf 11,4 Kilogramm auf den Kopf der Bevölkerung, 1890 aber nur auf 17,1 Kilogramm gekommen; für die Veränderung tritt das Ansehen folgendermaßen bei: 1871/75: 1871/75 12,4 Kilogramm, 1876/80 12,9 Kilogramm, 1881/85 14,8 Kilogramm und 1886/90 16,2 Kilogramm; ein steigender Verbrauch wird danach wohl nicht zu erwarten sein. Der Gesamtverbrauch für die 21 Jahre, welcher hier an sich von geringerer Bedeutung ist, beträgt 14,0 Kilogramm auf den Kopf der Bevölkerung. Bezüglich des Soda-Verbrauchs ist zu bemerken, daß die Resultate für die zwanzig Jahre von 1871 bis 1890 zur Verfügung, dieselben beziehen aber in Folge des Wechsels in den Steuererhebungsgebühren zum Teil auf verschiedenen Berechnungsweisen; für die ersten fünfzehn Jahre ist von der Produktion und der Einfuhr die Aufschätzung abzugeben, für die übrigen Jahre auf Rechnung abzugeben, während der Verbrauch berechnet; für die letzten fünf Jahre sind, gleichfalls unter Umrechnung auf Rohzucker die Konsummengen zu Grunde gelegt und zwar angeht die in den freien Bezirken gestellten einschließlich des eingeführten und in den freien Bezirken gestellten ausländischen Zuckers, während der ersten Verbrauchsperiode eine weitere besondere Berechnung notwendig machen. Trotz dieser Verschiedenheiten wird man die Ergebnisse doch als vollkommen vergleichbare ansehen können, nur müßte hier mit Rücksicht auf die berührte Verschiedenheit die Steigerung des Gesamtverbrauches unterbleiben. Nach den Resultaten ist für den Zuckerverbrauch in gleicher Weise wie für den Gesamtverbrauch eine Abnahme zu verzeichnen, welche hier aber erst in den letzten Jahren hervortritt. Im Jahre 1871/75 ist ein Zuckerverbrauch von 6,7 Kilogramm, im Jahre 1890 von 6,4 Kilogramm, im Jahre 1886/90 von 6,4 Kilogramm, im Jahre 1887/90 von 6,4 Kilogramm, im Jahre 1888/90 von 6,4 Kilogramm, im Jahre 1889/90 von 6,4 Kilogramm. Die einzelnen Jahre werden hier allerdings stärker als beim Salz, aber doch nicht so stark als beim Tabak, im Verlauf der Zeit abgenommen; im Jahre 1871/75 ist ein Minimum von 5,5 Kilogramm (1871/75) bis Maximum 9,9 Kilogramm (1884); die Zahlen der letzten Jahre sind durchweg die höheren.

(Ein dritter Artikel folgt.)

Berühmte Freundschaften.

von Henrich (Hofstadt verlesen).
Fr. von Hohenhausen.
Saverie Herz und Schiermacker.

Als vollendete Schönheit wurde im Anfang dieses Jahrhunderts die Frau des Grafen von Hohenhausen gefeiert. Sie war die Tochter eines Portugiesen, Doktor de Vemos, von welchem sie die Eigenart ihrer Schönheit geerbt hatte. Sie sah aus wie ein köstliches Gemüse; ihre Gestalt ragte über die gewöhnliche Größe hinaus, sie soll sich im achtzigsten Jahre noch kräftiger gehalten haben. Der berühmte Porträtmaler Anton Raff hat ihr

Wenn sonst ein solches hohes Leben
Mit Glanz und Ehre sich bewahrt,
Denn müssen wir es nunmehr abgeben
Dich, Alter, bitten um Dein Wohl.
Dann auch der Himmel mit unsen Flehen
In unsern neuen Entschluß mit uns,
Denn dieser Herrschaft ist es nicht,
Dann haben wir ihn in Estigia!

Der Stämmig von Helmut Schmidt.
Hieran reide ich ein launiges Schreiben des Wiener Theaterdichters und Humoristen Carl Zeymann, der seinen berühmten Scherz über:

Wien, den 7. Oktober 1872.
Lieber Freund Helmut!
Morgen früh geht's nach Wien — ich finde keine Gelegenheit mehr, dich zu sehen, und hätte doch gern ein Wort wegen „Zeydons“ — es handelt sich um die bekannte Pöste „Zeydons und Gacole“ — mit dir getrost; — es bleibt also nicht übrig, als dir schriftlich mitzuteilen, daß ich in Wien bei der Semierung Sorge tragen werde, die Stelle des Zeydons nicht durch Gacole idyllisch zu lassen; seine Gestalt, Bekleidung und Gesinnung habe ich allerdings vor jedem Vergleich — meine Verehrung für dich und deine Leistungen bestimmen mich jedoch, die alle Jähren, die ich habe, zu beständigem Nachdenken mitzutheilen. Die Verbreitung des Gacole in ersten Rufe als Pösterer ist so wirksam, daß der alte „Jace“ darunter leiden konnte — somit lasse ich den Juben juben spielen und nenne ihn Gacole, Weib oder Jüder, Gacole, so mich der Rest einer Art Weibchen (Zeydons) und wird mich so finden als charakteristisch wieder; wolle das Publikum, welches ja sonst will, gewiß dankbar sein wird. Im 2. Akt laut dann Zeydons: „Ich behalte den Namen des Weibchen, welches ich in Wien, — die Worte: „Jace“ werden“ bleiben wo, überlasse dir das einmal und handle dann nach eigenem Gutdünken. Erfülle dein Verprechen und bediene mich seiner Zeit über deinen Erfolg. Die Welt kommt so herüber und lebt das Stück an — mich an deine Stellung zu erfreuen. Wie dich
Dein aufrecht ergebener
Carl Zeymann.

Mit den Meistern des Humors, Fr. Wertheimer, Fr. Wertheimer und Adolf Glatz zeydons war der Charakter der Berliner Komik, unter Helmut Schmidt, befindet, und gewiß werden die nachfolgenden drei herrlichen Briefe der Genannten in den weitesten Kreisen interessieren. Empfänger entzündigt sich, weil er den Schauspieler nicht gekannt hatte; er erlöst sich nicht, weil er

Blumenthal, Emil Rittershaus, Paul Lindau, Hans Wadenbusch, Jacobson, Friedrich Diehlhagen, Fritz Wertheimer, Adolf Glatz, Friedrich, Friedrich, Fritz Reuter, Karl Weiss und viele andere Mütter aus Genuß.

Wie zahlreiche Dichtersammlungen aus aller Dieren Länder nicht verdrängen an das das Herz des großen Schauspieler wandeln, so auch jene Dichter, welche bei der Theilung der Welt zu kurz kommen. Zu diesen gehörte auch der für sich verlorene Volksheld Karl Weiss, ursprünglich Drechslermeister in Freudenau. Der Empfehlung des bekannten Dichters Friedrich Wertheimer, den er in der Verdingung folgte Karl Weiss nach ein Schreiben an den berühmten Künstler bei. Diese höchst interessante Lebensgeschichte lautet also:

Hochgeachteter Herr!
Durch einen Brief von dem mir noch unbekanntem Schriftsteller Ferdinand Schmidt in eine außerordentlich glückliche Bekanntschaft gelangt, war ich schon im Begriff, in Ihre der Ruhe gewidmete Zeit durch einen Besuch überaus auszunutzen, da kommt mit plötzlich, betrafft das Juch, das der Gedanke ein, Ihnen, verehrter Herr, darüber durch den empfangenen Brief selbst zu geben. Wäre ich Sie mir demnach glücklich die Freiheit, mit welcher ich, durch die Umstände dazu genöthigt, Ihnen nahe trete, und Ferdinand Schmidt's Schreiben noch einige Worte folgen lasse.

Von vielen Seiten hat man schon vor einer Reihe von Jahren gehandelt in mein Leben eingegriffen und mich dadurch auf dem Boden des Dichterschriftstellers beschäftigt sehen wollen. Aber ich hielt mich großer Achtung an der mir liebgehabten Dichtung, und es wäre es doch nicht, wenn dieses Dichters nicht zu den einflussreichsten und besten, und mein ferneres Nachdenken dabei das fernere Gedenken meiner zahlreichen Familie nicht unmöglich machte. Derselben Wohlthätigkeit war aber, denen mein geliebtes Schreiben einigermassen gewidmet ist, und nach, die mich nicht zu müssen berechtigten Schreiben zu sehr billigen Briefen, wo nicht gar gratis, erhalten; daher meine literarischen Freunde nur mit möglichsten Anstrengungen sich betreiben, die mir materielle Unterstützung für den Lebensabend zu verdienen, sondern mit feinsten Arbeit erst recht das Arbeiten zu beginnen. Offenbar ist mein gestiftetes Schreiben Ihnen zu lassen, habe ich, so lange meine Arme den Brief festhalten können, mit aller Entschiedenheit abgelehnt, oder gegenwärtig wird mir — der auch wohl gerechtfertigt — Antwort gemacht, — ob ich mit etwa mit meinen Gedichten

